

Die Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Ditzingen

Adolf Schahl

Die Bauformen der Gegenwart schaffen in ihrer gleichartigen oder ähnlichen Zweckhaftigkeit und bautechnischen Bedingtheit in unseren Ortsbildern verwandte Züge und eine gewisse überörtliche Einheit. Dies kommt auch dem Gesamtbild der Gemeinde Ditzingen zugute. Trotz räumlicher Trennung der verschiedenen Stadtteile äußert sich darin ein Verbindendes und Gemeinsames. Je weiter wir indessen in die Vergangenheit zurückgehen, desto mehr verstärken sich die jeweils eigenen Züge von Ditzingen, Heimerdingen, Hirschlanden und Schöckingen. Schon in den Ortsgrundrissen, beispielsweise von Ditzingen und Schöckingen, bezeugen sich recht verschiedenartige geschichtsbildende Kräfte. Noch mehr gilt dies für die einzelnen Bauwerke. In den Kirchen gewinnt örtliche Kirchengeschichte eine noch heute faßbare Gestalt. Die Rathäuser beleuchten ein Stück

Gemeindegeschichte. Das Verhältnis des Ditzinger Schlosses zu den Schlössern in Schöckingen sagt uns viel über den geringen Anteil des Adels an der Ortsherrschaft dort, den großen Anteil hier. Die Bauernhäuser hingegen der vier Orte treten uns auf Grund verwandter landwirtschaftlicher Tätigkeiten und Bautechniken (Fachwerk) in ähnlichen Formen entgegen, doch sind gerade sie in neuerer und neuester Zeit stark verändert worden. Im Rückblick also bietet sich die Stadt Ditzingen als ein recht vielschichtiges Gebilde dar. Deshalb soll versucht werden, an Hand der bau- und kunstgeschichtlichen Objekte die Mannigfaltigkeit des gestaltlich sich äußern den Lebens der Vergangenheit in die Gegenwart einzubringen und, bei aller notwendigen Integration, das Bewußtsein für die lebendige Differenziertheit des geschichtlich Gewordenen zu fördern.

Die Kirchen

In unseren alten Dorfbildern waren die Kirchen nicht nur im formalen Sinn ortsbauliche «Akzente» oder «Dominanten», sondern sie bezeichneten einen gemeinsamen Lebensinhalt aller Bewohner, indem sie Dorfgemeinde vom christlichen Gemeindegedanken her verstehen ließen. Und dies in allen seinen Bezügen, wozu auch gehörte, daß sie den Frieden, den sie geboten, gewährten: in ihren festen Kirhhöfen barg man in kriegerischen Zeiten

Vorräte und Vieh, Hab und Gut, während im Schiff der Kirche Frauen und Kinder Aufnahme finden konnten. So mögen die in den Mantelmauern ihrer Wehrkirchhöfe liegenden Dorfkirchen unseren Vorfahren kleine Gottesburgen gewesen sein. Für uns sind sie, dieser Mauern beraubt, immer noch Male eigentlicher Zusammengehörigkeit geblieben, der Sammlung und der vor allem in den Türmen zum Ausdruck kommenden Erhebung.

Ditzingen¹

Ungewöhnlich ist, daß Ditzingens Ortsbild durch zwei alte Kirchen bestimmt wird, die in der Diözese Konstanz gelegene Konstanzer Kirche, die Kloster Hirsau eigen war, und die jenseits der Glems in der Diözese Speyer gelegene Speyrer Kirche im Besitz der Pforzheimer Dominikanerinnen. Ungewöhnlich ist ferner die hohe architektonische Qualität beider Kirchen, wofür die Kirchherren verantwortlich waren. Sie zogen nachweislich bedeutende Baumeister zu. Dabei mag bei der Konstanzer Kirche ein wirklicher Bedarf für einen Neubau in dem Sinne vorgelegen haben, daß sie als die in einem Wehrkirchhof liegende, eigentliche Ortskirche anzusprechen ist. Die Zunahme der Bevölkerung, vor allem in den Weinbau treibenden Gegenden, war die Hauptursache für die Kirchenneubauten der spätmittelalterlichen Zeit. Hinzu kommt, daß hinter dieser regen Bautätigkeit ein waches religiöses Leben mit kirchlicher Bindung stand, vielleicht gerade als Reaktion auf zunehmende Welterfahrung und Individualisierung. Auch die Speyrer Kirche muß zu dieser Zeit als völlig veraltet angesehen worden sein; doch wird ihr Neubau mehr als ein frommes architektonisches «opus dei» der Pforzheimer Nonnen zu gelten haben.

Die Abbildungen von Ditzingen im Forstlagerbuch und im Forstkartenwerk von A. Kieser (1682) lassen erkennen, daß die Konstanzer Kirche das Muster einer spätmittelalterlichen Wehrkirche war, die eine, sicher von einem Graben umgebene, hohe Ringmauer mit Wehrgang und sogar mit einem Torturm besaß. An die Mauer lehnten sich innen, wie heute noch in Weissach und in Lienzingen,

«Kirchhäuslein», die kleine Kellerscheuern waren. Am 27. 6. 1679 berichtet Pfarrer J. C. Rösler in bezeichnender Weise, es seien bei den «iezmaßen geldklemmen Zeiten» nächtlich «die Kirchhäußer in der Ringmaur zimlichen Theyls eröffnet, die darin gestandenen Truhen auffgemacht, durchsuchet, vnnnd ein zimlicher Theyl von Leinwand und anderem Gezeug entwendet» worden. Ringmauer und Kirchhäuslein kamen erst seit dem frühen 18. Jahrhundert in Abgang. Ein Stumpf der Ringmauer steht heute noch um den Chor herum. Chor und Schiff waren, wie die großen Fenster erweisen, nicht wehrhaft und der Turm ist sichtlich als reiner Glockenträger gebildet, nicht als «Bergfried einer Kirchenburg»; doch diente er im Ernstfall ohne Zweifel Wachtzwecken.

Für die Bauzeit der Wehrmauer wird 1811 die wahrscheinlich irgendwo abgelesene Jahreszahl 1495 genannt. Die Kirche selbst möchte man etwas früher, um 1470/80 ansetzen. Ihr Meister hat seine «Erkennungs-marke», ein bestimmtes Zeichen (1) zweimal am Bau angebracht, und zwar jedesmal in einem Schild, was bedeutet, daß er als der ausführende Steinmetz und Baumeister anzusehen ist. Wir stellen es am östlichen Chorgewölbe und am Dachsimms des Schiffs, nördlich kurz vor dessen westlichem Ende, fest. Seitenverkehrt begegnen wir diesem Zeichen, wiederum im Schild, 1471 am Turm der Kirche von Stetten i. R., und in eben dieser Form kann es zu einem 1470 in Lorch nachweisbaren Meister Hans von Lochow in Beziehung gesetzt werden. Da ein seitenverkehrtes Zeichen nachweislich keinen anderen Steinmetz bedeutet, wäre es somit nicht unmöglich, daß jener Hans von Lochow die Konstanzer Kirche baute. Ein weiteres Meisterschild erblickt

man am Gewölbe der Sakristei (2); es ist anderswo nicht nachzuweisen. Unter den Steinmetzzeichen, die ohne Schild vorkommen, ist nur eines hervorzuheben, das am West- und Nordportal zu sehen ist, seitenverkehrt auch am Südportal (3, 4). Dieses Zeichen treffen wir, im Schild, 1483 an der Bittenfelder Kirche, 1480/90 in der Waiblinger Michaelskirche.

Es wird deutlich, daß an der Konstanzer Kirche bewährte Steinmetzen der Grafschaft Württemberg arbeiteten. Dem entspricht der in seinen maßstäblichen Verhältnissen und in seinen Einzelformen gleichermaßen vorzügliche Bau, der noch seinen spätgotischen Dachstuhl hat. Von der ortsabgewandten Südseite abgesehen, liegen die Portale in profilierten Spitzbogengewänden mit Überstabungen. Die Spitzbogenfenster der Langseiten haben, bis auf zwei, erneuerte Maßwerke; das Spitzbogenmaßwerkfenster über dem Südportal gehört jedoch schon der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts an; die Rechteckfenster mit Mittelstab kamen erst um 1600 herein. Im dreieitig schließenden Chor sind nur die drei Schlußseiten licht durchfenstert; in ihren Maßwerken offenbart sich die Freude an abstrakten, aus dem Zirkelschlag gewonnenen Gebilden reiner, mathematischer Ordnung. Der Turm steht im nordöstlichen Winkel von Schiff und Chor. Seine kleine Grundfläche könnte damit zusammenhängen, daß für ihn ein älterer Mauerstock verwendet wurde, der heute teilweise in der Erde steckt, worauf das einst sehr tief liegende gotische Kreuzgewölbe des Erdgeschosses und die Lage der Lichtscharten schließen läßt (so nach Beobachtungen von Pfarrer Vogt). Diese Vermutung wird durch den Vergleich der Mauertechnik des im Beinhauskeller

sichtbaren Mauerteils mit dem oberen Turmabschnitt erhärtet. Die verschaltete Fachwerkglockenstube samt dem achteckigen Zelthelm stammt jedoch erst von 1682 und bedurfte vieler Wiederherstellungsarbeiten, ebenso der Helm.

Zwischen Turm und Chor erhebt sich ein zweigeschossiger, von Strebebepfeilern gestützter Anbau. Er enthält unten das ehemalige tonnengewölbte Beinhaus, heute durch eine Rundbogentür von Osten zugänglich, oben die Sakristei, die früher Beinhauskapelle war. Ein nördlicher Rechteckausbau birgt unten den Treppenhals des Beinhauskellers, dessen Türe vermauert wurde, oben einen zur Sakristei geschlagenen Raum. Zwei Spitzbogenmaßwerkfenster und eine Maßwerkrose sind in ihren alten Formen auf uns gekommen. Auch gewahrt man das eingemauerte Relief eines ehemaligen Schlußsteins mit der Halbfigur einer gekrönten Heiligen, die einen Kreuzstab und einen Schild hält. Von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist die steinerne Schrifttafel über dem alten Beinhausgang. Sie enthält einen Hilferuf der Armen Seelen im Fegfeuer:

*O lieber mensch dv
solt nit fur gan(weiter gehen)
Ein pater noster solt
du uns hie lan.
Ach got ist vnser so
gar vergessen
Mit almusen ud(und)
mit messen
Ach liben frund kom
mend uns ze stur(kommt uns zu Hilfe)
mit gebett vnd all
musen in dem feg
fur Mccccclxxviii(1478)*

Im Innern schließt an ein breit gedehntes Schiff ein verhältnismäßig tiefer Chor. Indessen, nicht nur durch diese, seine betonte Tiefenrichtung, auch durch sein Netzrippengewölbe wird der Chor in seiner Eigenschaft als Priester- und Altarraum zum Haupt des gesamten Raumleibes. Da dieses Gewölbe weder Dienste noch Konsolen hat, wirkt es als schwebender Baldachin. Auch lassen die doppelt gekehlten Rippen das Gewölbenetz nurmehr wie ein leichtes Liniengewebe empfinden. In den Schlußsteinen öffnet sich der Himmel: Wir erblicken in guten Reliefs Maria als Kirchenpatronin mit dem Jesuskind, danach die Patrone der beiden Kaplaneipfründen Johannes d. T. und die hl. Katharina, schließlich das Antlitz Christi auf dem Schweiß Tuch der Veronika mit dem Bezug auf den Kult des Altarsakramentes. Die gegen das Schiff auffallend breiten Chorwandteile erklären sich aus den früheren Altarziborien, steinernen Altarbaldachinen über den Nebenalären.

Die Reste der 1956 freigelegten spätgotischen Wandbilder des Schiffes zeigen, daß man sich auch in unserer Kirche mit Rücksicht auf den des Lesens unkundigen Kirchenbesucher der Möglichkeit bildlicher Verkündigung bediente. In nachreformatorischer Zeit freilich wurden die Bilder übertüncht und sowohl im Süden als auch im Norden durch je ein großes Fenster teilweise zerstört. An der Südwand erhielten sich Teile der Übertretungen der 10 Gebote in Verbindung mit den ägyptischen Plagen als Strafe. Schon diese Zusammenstellung zeigt, daß man Gebotsübertretungen und Plagen nicht im chronologischen Sinn als biblische, sondern im symbolischen Sinn als zeitgenössische Ereignisse darzustellen bestrebt war. Dieser

«moderne», gar nicht historisierende Bildcharakter wird dem Betrachter im allgemeinen nicht bewußt. Ihm entspricht die ausdrucksvolle, durch Aufnahme wirklichkeits erfüllter Bildelemente packend gesteigerte Formsprache. Deutlich erkennt man links des Fensters im 2. Bild von oben die Plage der Frösche, im 4. Bild die Plage der Heuschrecken; im 3. Bild ist, als Übertretung des 7. Gebotes, ein Diebstahl zu sehen. In einem Bild rechts des Fensters, wo ein halber und ein ganzer senkrechter Streifen freigelegt werden konnten, ist die Plage des krepiereten Viehs wahrzunehmen. Der Meister dieser ausgezeichneten Arbeiten der Zeit um 1500 muß wegen der Lebendigkeit und der Eindringlichkeit seiner Bildsprache damals begehrt gewesen sein. Ihm gehört die Innenseite eines aus Ditzingen stammenden Altarflügels in Württ. Landesmuseum an, die das Beinwunder der hll. Cosmas und Damian zeigt. Ferner werden ihm Altartafeln in Schnait, aus Stetten und aus Weiler – diese früher wahrscheinlich im Kloster Lichtenstern – zugeschrieben. Eine auch aus Ditzingen stammende Tafel mit der hl. Elisabeth von 1524 könnte zu seinen Alterswerken gehören. Die an der Nordwand freigelegten Teile eines Wandgemäldes gehören zu einem Rosenkranzbild, das in konzentrischen Ringen die Medaillons des freudenreichen, des schmerzensreichen und des glorreichen Rosenkranzes umfaßte, dazu weitere Figuren. Schließlich ist noch das sehr gute Glasfenster einer Kreuzgruppe von 1470/80 aus der Werkstatt des berühmten Glasmalers Peter Hemmel von Andlau zu nennen. Man sieht, Kloster Hirsau scheute als Kirchherr keine Kosten, um die Konstanzer Kirche in einer Weise auszubilden, die das Maß des gewöhn-

lich Dorfkirchlichen weit überragte. Dies gilt auch für die schönen, kräftigen Schnitzereien des Chorgestühls, vermutlich aus dem frühen 14. Jahrhundert, dessen westliche Wangen einen Fisch und einen Adler, der einen langgeschwänzten Fisch gefaßt hat (beides Christussymbole), sowie einen Drachen als Symbol des im Bild gebannten Teufels aufweisen. Es gilt auch für das gute Altarkreuz eines von Hans Seyfer beeinflussten Meisters aus dem frühen 16. Jahrhundert.

In nachreformatorischer Zeit wurden Schiff und Chor zunehmend in einen auf die Kanzel orientierten Emporen-Predigtsaal verwandelt, der Altar und Taufstein als Orte der Austeilung des sakramentalen Wortes zugeordnet waren. In den Chor kam schließlich die Orgelempore, deren Brüstungsbilder, Halbfigurenbildnisse Christi, der Apostel Petrus und Pauli, 1782 vom Ludwigsburger Maler Joh. Georg Benzlen erneuert wurden. Die Orgel schuf 1725/26 der Stuttgarter Orgelmacher Jos. Fr. Baumeister. Ihr schöner Prospekt ist erhalten, das Werk wurde 1779/80 unter Versetzung des Spieltischs durch Hans Rüdiger, 1797 durchgreifend von Georg Ludwig Koch repariert, 1957 um ein Rückpositiv vermehrt und 1979 von Plum, Marbach, erneuert. 1956 kam es zu einer Umbildung des Inneren unter Beseitigung der Orgel- und der südlichen Schiffsempore. Die Täferdecke wurde neu gemacht. Kanzel, Altar und Taufstein gestaltete man neu. 1979 wurden Altar und Taufstein als bewegliche Möbel gebildet. In diesem Jahr hob man den Boden des Schiffs anlässlich des Einbaus einer Fußbodenheizung um 15 cm an; den des Chors senkte man ab und ließ ihn dreiseitig mit einer Stufe in das Schiff vorgreifen. Schiff und Chor gehen nun mit einer kaum merklichen

Steigerung zum Chor hin ineinander über. Daran, daß die Kirche einst Begräbnisstätte war, wozu eine besondere Genehmigung nötig und wofür eigens zu zahlen war, erinnern zwei an der südlichen Außenwand des Schiffs angebrachte Grabmale, die außer Inschriften Wappen zeigen: 1. für Friedrich von Janowitz († 13. 11. 1628), 2. für Friedrich Ludwig von Hof, Oberforstmeister und Obervogt († 14. 1. 1729). Auch die hier angebrachte Platte mit den Wappen von Münchingen und von Buwinghamen aus dem Jahr 1675 sei erwähnt. Ihre Initialen «I.I.V. M.A.B.V.D.» und «S.E.V.M.G.V.B.V.W.» sind zu entziffern: «Johann Jakob von Münchingen, auch Burgherr von Ditzingen» und «Sophie Elisabeth von Münchingen, geborene von Buwinghamen von Walmerode». Unter den kirchlichen Geräten erhielten sich vier Zinnkannen von C. W. Kurtz, Stuttgart, die nach der Gravierung zu urteilen 1901 aus Kannen von 1723 umgegossen wurden, die der Stuttgarter Zinngießer J. G. Jäger gegossen haben dürfte. Denn eine ramponierte Hostiendose trägt dasselbe Stiftermonogramm und dieselbe Jahreszahl 1723, die wir zusammen mit der Jahreszahl auf einer jener Kannen finden, außerdem aber die Marke des genannten Zinngießers. Eine kleine Hostiendose des 19. Jahrhunderts kommt aus der Werkstatt von L. Pelargus, Stuttgart; auch ein Krankenkelch in Zinn ist, neben zwei neugotischen Kelchen, zu nennen. Im Turm hängt noch eine alte Glocke, deren Schulterumschrift sie als Wetterglocke kennzeichnet. Der Meister, der sie 1459 goß, ist namentlich nicht bekannt, führte aber die Glocken von 1420 in Liebelsberg, 1421 in Würzbach, 1422 in Schwann, 1438 in Calmbach aus und hatte seine Gießhütte vielleicht in Calw.

Die Speyrer Kirche dürfte wenig später als die Konstanzer Kirche erbaut worden sein, etwa um 1490, auch deshalb, weil sie eine späte und ganz ungewöhnliche Variante des Chorturmtyps ist. Sie verbindet nämlich mit einem geräumigen Schiff einen eingezogenen, gestreckten Chor mit Dreiseitschluß, dessen Seitenmauern in den westlichen 5,30 m für die Errichtung eines Chorturmes verstärkt wurden. Das ist eine Lösung, die mit den Vorteilen eines solchen Turms die Möglichkeit verbindet, den Chor räumlich nicht einzuengen und ihn licht zu durchfenstern. Ein dreiachsiges Spitzbogenmaßwerkfenster in der östlichen Chorsüdwand schaffte gutes Seitenlicht für den auch hier einst im Chorchaupt gestandenen Schnitz- und Flügelaltar. Hinzu kommen zweiachsige gleichartige Fenster in den Chorschlußseiten. Auch das Schiff wird südlich durch zwei große dreiachsige Spitzbogenmaßwerkfenster erhellt, denen im Norden nur ein zweiachsiges entspricht. West- und Südseite haben spitzbogige Stabwerkportale. Im Turm gewahrt man gegen den Ort nach Süden ein spitzbogiges und mit Maßwerk versehenes Schallfenster; die Fachwerkglockenstube darüber, mit dem achtseitigen Zelthelm, gehört schon dem 18. Jahrhundert an.

Das Gesetz des Inneren erfüllt sich in der schönen Steigerung des Raumes aus dem Laienhaus, dessen Bretterdecke von den Hängesäulen des spätgotischen Dachstuhls getragen wird, in den tabernakelartig von einem Netzrippengewölbe überspannten Chor. Das Gewölbe ruht auf figürlichen Konsolen, in deren Fratzen man teuflische Gewalten erblicken darf, die zum Zweck des Tragens ins Bild gebannt wurden; in den Schlußsteinen öffnet sich auch hier der Himmel, und

es erscheinen die Muttergottes und der Schmerzensmann. Im nordöstlichen Schiffswinkel erhielt sich eines der beiden sternrippengewölbten Altarziporien, im Schlußstein wahrscheinlich mit dem Relief des Kirchenpatrons Lambert. Aus der nördlichen Schiffswand tritt eine fünfseitige Erkerkanzel in Stein hervor. Die hölzerne Westempore stammt größtenteils noch aus der Bauzeit.

An den östlichen beiden Chorgewölbekonsolen brachten die für die Ausführung des Bauwerks verantwortlichen Meister – anstatt der Fratzen – ihre Schilde an. Auch sie weisen auf bedeutende Kirchenbaumeister der Spätgotik. Der eine ist ein Verwandter von Kaspar Lechler (5); wir begegnen seinem Schild im Turmerdgeschoß der Schwieberdinger Kirche aus der Zeit um 1500, am Turm und Turmanbau der Spitalkirche Markgröningen von 1512, an einem Schlußstein des Mittelschiffsgewölbes der Peterskirche Weilheim u. T. aus dem frühen 16. Jahrhundert. Ohne Schild steht es an den nach 1463 anzusetzenden Mittelschiffspfeilern der Marbacher Alexanderkirche. Das andere Schildzeichen (6) ist das des Hans von Urach, Mitarbeiter von Aberlin Jörg an den Gewölben des Gmünder Hl.-Kreuz-Münsters (nach 1491), des Bernhard Sporer am Langhaus der Öhringer Stiftskirche (nach 1491). Beide Meister haben auch anderwärts zusammengearbeitet. Ihre von einem Engel gehaltenen Schilde sieht man an einem Stein aus der spätgotischen Pfarrkirche von Stuttgart-Hofen. Gesellenzeichen spätgotischer Zeit finden wir am Südportal.

Im Turm hängt noch eine Hans Eger, Reutlingen, zugeschriebene Glocke des 15. Jahrhunderts mit den Evangelistennamen als Schulterumschrift.

Von den sicher einst zahlreich vorhandenen gewesenen Grabmalen erhielt sich an der Südseite nur das zudem schon stark verwitterte für Katharina Barbara von Anweil, geb. Kechler von Schwandorf († 30. 4. 1719).

Ditzingen ist neuerdings sogar aus einem Zwei- zu einem Dreikirchenort geworden. Seitab hinter dem ehemaligen Schloß erhebt sich die katholische Pfarrkirche Maria Königin des heiligen Rosenkranzes. Sie wurde 1962–64 von Architekt Franz Brümmendorf erbaut und ist mit einem Gemeinde- und einem Pfarrhaus zum Ganzen eines Gemeindezentrums verbunden. Der Kirchturm ist städtebauliches Mal für dieses Ganze, mit engerer Zuordnung zur Kirche. Die Gesamtanlage hält sich zum umgebenden Raum «weltoffen»; auf dem nicht allzu großen, zur Verfügung stehenden Platz wurden im Baukörper vor allem der Kirche mehrere wichtige räumliche Richtungen aufgefangen und abgebunden. Im Inneren wird eine Zusammenführung in der Weise erreicht, daß die schiefwinklig klaffenden Wände jene Richtungen auffangen, um sie auf Altar, Tabernakel und Ambo hinzuführen. Dies geschieht auch durch die fallende Dachneigung. Auch ist das eigentliche Sanktuarium um drei flache Stufen erhöht; hinter ihm winkeln die Wände zu einer Dreiecksnische aus; die rechte Seite dieser Auswinklung ist trümmerhaft nach außen aufgebrochen, eine ähnliche Aufbrechung befindet sich in einer unregelmäßigen Nische links. Diese Durchbrechungen geschehen insofern nicht zufällig, als linkshin und vorn zwischen Wänden und Dach eine Öffnung besteht; das Dach sitzt hier nicht auf, sondern wird von einzelnen Trägern gestützt. Durchbrochen ist auch die rechte Gegenseite und vor allem die Eingangsseite, wobei Glas-

betonfenster den Abschluß besorgen. Alle diese Zerspaltungen und Aufbrechungen werden vom Innenraum her als Durch- und Einbrüche einer anderen Welt verstanden. Vorbild war hier die geistliche Raumsymbolik der Wallfahrtskirche von Ronchamp von Le Corbusier. Die Glasbetonfenster arbeitete Lothar Quinte. Bildhauer Gottlieb Gruner entwarf die Wandaufbrüche und schuf den Zelebrationsaltar sowie den für die Wortmesse gedachten Ambo.

Heimerdingen²

Auch die evangelische Peter-und-Pauls-Kirche von Heimerdingen lag in einem Wehirkirchhof. Noch 1768 wird die «im Ring geführte Mauer» erwähnt, die freilich schon «baulos», also ruinös, war. Ja, es standen damals noch «2 kleine Häußlen» auf dem Kirchhof, von denen eines dem Adlerwirt gehörte, das andere dem «pio corpori», d. h. der Kirchenpflege. Dieses hieß das «Heilighenhäuslein» und war unterkellert, es wurde an den Adlerwirt veräußert.

Am 2. 11. 1776 brannte die Kirche nieder. Der Bericht über die Besichtigung der Brandstatt vom 3. 12. enthält wertvolle Angaben über den Vorgängerbau der heutigen Kirche. Er war eine spätgotische Anlage, deren Turm sich über dem gewölbten Chor erhob. Am «obern Eck» des Turms war «anno 1484» eingehauen, eine Jahreszahl, die sicher das Baujahr bedeutet. Der Turm war bis unter das Dach 61 Schuh (17,48 m) hoch und maß 21 × 21 Schuh (6,02 m) im Quadrat. Er hatte ein 50–60 Schuh (14,32–17,19 m) hohes, achtseitiges Zeltdach. Der Chor war

kreuzgewölbt, ebenso die an ihn angebaute Sakristei. Die Maße des Schiffes betragen $58 \times 40,5$ Schuh ($16,62 \times 11,60$ m) bei einer Höhe von 20 Schuh (5,73 m). Merkwürdig mutet an, daß in jenem Bericht auch eine «Kapelle» neben der Kirche genannt wird, von der nur das Dach abbrannte und an der man die Jahreszahl 1494 las, dazu die Worte «Ach Gott erbarme dich über unß». Diese Inschrift läßt auf eine ehemalige Beinhaukapelle schließen. Damit gehen die Maße des Bauwerks überein: $29,5 \times 18$ Schuh ($8,45 \times 5,16$ m) bei 15 Schuh (4,30 m) Höhe. Diese Kapelle wurde nicht wieder aufgebaut.

Der Wiederaufbau der Kirche geschah nach Plänen und nach dem Bauüberschlag des Kirchenratsbaumeisters Wilh. Fr. Goetz vom 17. 4. 1777. Die wichtigsten ausführenden Handwerker waren: Hofmaurer Jakob Barth aus Stuttgart für sämtliche Maurer- und Steinhauerarbeiten, Zimmermann Jakob Lehrer aus Leonberg, Schreiner Andreas Schmid aus Heimerdingen, Hofschlosser Christian Christoph Wannser, die Schmiede Joh. Georg und Joh. Martin Jäger aus Heimerdingen und Hofflaschner Fr. Andreas Bertholt aus Stuttgart. Der Grundstein wurde am 28. 5. 1777 gelegt, die Einweihung fand am 9. 11. 1777 statt. Die abschließende «Consignation» aller Kosten verzeichnet 13 889 Gulden, 32 Kreuzer, $\frac{1}{2}$ Heller. Vom alten Bau konnte nichts übernommen werden.

Der Neubau hält sich an den in Altwürttemberg überlieferten Typ der chorlosen Predigtsaalkirche; an der östlichen Schmalseite des Schiffes erhebt sich ein Turm von bedeutender ortsbaulicher Wirkung. Das Schiff besitzt eine schon frühklassizistische flache Wandgliederung, wobei die Öffnungen in flachen Wand-

aussparungen liegen. Die Kanten fassen Hausteinquader. Das Dach liegt einem profilierten Holzsim auf. Die Fenster sind rundbogig und haben steinerne Bandrahmen, die Türen sind segmentbogig. Auf einem südöstlichen Eckstein sind folgende Buchstaben eingehauen: «17 A R H M 77» und «A J H». Im Westen liest man auf einer klassizistischen Steintafel: «1777 Alt Michael Mayer hat diesen Stein Ihme u. seiner 1759 verst: Ehfrau Justina Maierin zum Gedächtnis, da sie kein Kind erzeugt, setzen lassen welche beede Eheleuthe der Armuth zu guth ein Legat in den Heiligen gestiftet», ferner Psalm 4,9. Der Turm verjüngt sich im Glocken- und Uhrengeschoß durch Abschrägung der Kanten und ist ähnlich dem Schiff gegliedert, auch mit entsprechenden Fenstern versehen. Ihn deckt eine achtseitige Kuppel, den Beschluß bilden ein gebuckelter Knauf, ein reich mit Laubwerk verziertes Kreuz und ein Hahn. Das Schiff war bis zu seinem Innenumbau 1964 das Musterbeispiel eines Predigtsaalkraumes bezeichneten Typs. Sein besonderer Reiz bestand in dem Leben und der Wärme, welche ihm die reichliche Verwendung von Tannenholz als gewachsenem Werkstoff gab, nicht nur an der Täferdecke oder im Gestühl, sondern auch an den auf gedrehten Säulen stehenden Emporen, ihren Treppen mit ausgesägten Balustergeländern, an der Kanzel, die sich vor der Turmwand befand, ihrer Treppe und ihrem Schalldeckel, welchen eine geschnitzte Salvator-Figur bekrönte; auch das hölzerne Altargitter wäre einzuschließen. Das heutige Schiff mit neuer West- und Südem-pore, Kanzelambo, Taufstein und Altar lebt im wesentlichen von dem Bezug auf das, vor der Turmwand an zwei Ketten von der Decke herabhängende, große Bronzekreuz

von Ulrich Henn. Seine Reliefs wollen Gegenstand andächtiger Einfühlung sein. In der Kreuzmitte erscheint der Gekreuzigte mit den beiden Schächern, im unteren Stammteil sieht man die Taufe Jesu, darüber die Fußwaschung, im oberen Stammteil den Auferstandenen mit dem ungläubigen Thomas. Auf dem linken Kreuzarm erblickt man den Einzug Jesu in Jerusalem, auf dem rechten die Verspottung und den Engel am leeren Grab. Von den alten Ausstattungsstücken sind nur noch der Taufstein der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und der nachklassizistische Prospekt der 1851 von C. W. Weigle erstellten Orgel vorhanden; diese ersetzte die Orgel des Hoforgelmachers Joh. Jak. Pfeiffer von 1779/80. 1765 hatte Heimerdingen seine erste Orgel bekommen, eine gebrauchte aus Kuppingen. Die Leinwandgemälde Mosis und eines segnenden Christus, 1905 von Karl Wilh. Fr. Bauerle, hingen früher zur Seite der Kanzel und sind jetzt abgestellt. Eine schöne klassizistische Pfarrertafel sieht man in der Sakristei; sie wurde 1817 auf das Reformationfest von «Schultheis» J. C. Schwarz gestiftet und von Feldweg, Calw, gefertigt. Die beiden Grabmale am südlichen Turmeingang haben hohen kultur- und kunstgeschichtlichen Wert. Sie sind ein überzeugender Beweis dafür, daß sich die Schultheißen zu einer Art dörflicher «Ehrbarkeit» rechneten und daß sie diesem Standesbewußtsein einen entsprechenden künstlerischen Ausdruck zu geben verstanden. Man hielt die Steine 1777 noch so wert, daß sie von Barth um 18 fl. wiederhergestellt wurden. Als sein Sohn Sebastian 1615 starb, scheint Sebastian Zeller dessen Grabmal, zugleich mit seinem eigenen, bei einem Bildhauer in Auftrag gegeben zu haben, der durch Arbeiten in der

Leonberger Stadtkirche hervorgetreten war. Es ist dies kein Geringerer als der Sohn des berühmten Renaissancebildhauers Leonhard Baumhauer, namens Friedrich, der die Werkstatt seines Vaters in dessen Stilformen weiterführte. Beide Grabmale haben, Wind und Wetter ausgesetzt, Schaden genommen, doch sind jene Formen noch gut zu erkennen. Die Figur tritt zwar groß aus einer flachen Rundbogennische hervor, hält sich aber im Reliefgrad, bei sorgfältiger Ausführung der standesgemäßen Tracht – Degen inbegriffen –, zurück, was einen eigentümlich vornehmen Eindruck macht. Sebastian d. J. sind zwei kleine Mädchen beigegeben, sicher vor ihm hingeschiedene Töchterlein. In seinem Denkmal befindet sich die Schrifttafel im Aufsatz, bei Sebastian d. Ä. über der Figur, im Aufsatz bekrönt vom Relief der Auferstehung. Die Inschriften lauten: Bei Sebastian d. J.: «An(n)o Domini 1615 uff den 8 tag Augusti ist in dem Herrn gestorben der Erbar u. bescheiden Sebastian Zeller der Jünger seines 24jährigen Alters in der Ehe 2½ Jahr dem der allmächtig durch Christum ein Frölich auferstehung verleihen wölle. Amen» (folgt Psalm 31,6). Über der Rundbogennische steht Phil. 1,21, und hier ist links ein schöner bäuerlicher Wappenschild beigegeben, auf dem eine Pflugschar mit den Buchstaben B Z zu sehen ist (Bastian Zeller). Die Inschrift bei Sebastian d. Ä. lautet: «An(n)o Dom(in)i 1617 den 1 Tag Octobris Starb der Ehrenhafften und wol bescheiden Sebastian Zeller der Ältere als er 54 Jahr alt war, und das Schultheisen Amt 24 Jahr versehen hatte. Den Gott am jüngsten Tag mit Freuden erwecken wolle Amen». Auf eine «kostümgeschichtliche» Kostbarkeit ist hinzuweisen, daß sich nämlich beide Zeller als typische

«Nestlesschwaben» präsentieren; wie dies früher üblich war, haben ihre Wämser keine Knöpfe, sondern nur Nestel.

Unter den Geräten ist eine runde Hostiendose hervorzuheben, die im Boden eine schwer deutbare Beschaumarke hat und eine Meistermarke, die W V lauten könnte. Sie wurde vom Zehntherrn, Graf Reischach zu Rieth, gestiftet und ist ein seltenes künstlerisches Zeugnis des Hungerjahres 1816/17. In zwei Gravierungen auf ihren Wandungen werden einander gegenübergestellt: a) eine Garbe mit wenig Ähren, ein leeres Füllhorn und eine trauernde Frau, dazu die Jahreszahl 1816; b) eine volle Garbe, ein Blumenkorb, ein Früchtfüllhorn, ein nach oben weisender Engel und 1817. Hinzu kommt klassizistische ornamentale Zier. Auch der erhaltene Kelch ist ein denkwürdiges Stück. Am 10. 1. 1742 reichte der Pfarrer ein Bittgesuch um Beschaffung eines neuen Kelches ein, da der alte ganz hinfällig sei. Die Genehmigung wurde am 12. 2. erteilt und daraufhin bei Goldschmied Bartholomäus Heuglin, Augsburg, ein silberner, vergoldeter, reich in Schweißwerk, auch Blumen und Früchten getriebener Kelch gekauft. Sein Standring trägt Heuglins Meistermarke und die Augsburger Beschaumarke mit c (1737/39). Heuglin hatte also den Kelch vorrätig. Zwei 1817 gestiftete Abendmahlskannen sind Arbeiten von Sick, Stuttgart.

1777 mußten auch die Glocken unter Verwendung des geschmolzenen Metalls neu gegossen werden. Der Stuttgarter Glockengießer Carl Friedrich Blüher schuf ein Geläute von 3 Glocken. Die Uhr fertigte 1777 Veit Jakob Schüz von Liebenzell; dennoch hielt man eine Sonnenuhr, um nämlich nach ihr die Uhr zu stellen, für nötig.

Die katholische Hl.-Geist-Kirche an der Weissacher Straße wurde von Architekt Gerold Reutter, Wernau, mit Fertigbauteilen erstellt, am 18. 10. 1964 benediziert und am 12. 12. mit der Altarweihe der Gemeinde übergeben. Sie ist eine Art «Dach-Haus». Beton-Binder tragen ein tief ansetzendes Satteldach. An der vorderen Giebelseite tritt es, wie Schutz anbietend, etwas vor; hinzu kommt der freundlich einladende Eindruck des licht durchfensterten Giebels. Der Innenraum steht ganz unter der Wirkung der Schutz gewährenden Schrägen.

Hirschlanden³

Von der Mauer des Wehrkirchhofes der Hirschlander Oswaldskirche erhielt sich westlich noch ein kleiner Teil, ohne Wehrgang. Nach einer eingelassenen Sandsteintafel wurde die Mauer 1488 unter Schultheiß Beitinger zu bauen angefangen. Die Kirche folgt dem Chorturmtyp. Das Chorgeschoß des Turms gehört noch dem mittleren 13. Jahrhundert an, worauf eine starke Wandsäule im südöstlichen Chorwinkel weist, die als Ansatz einer schweren Rippe in der Art, wie man es noch in Schöckingen sieht, diente. Den Turmoberbau führte man 1594 neu auf, doch stammt das Fachwerk seiner Glockenstube vermutlich aus der Zeit der großen Turmreparatur 1751 unter Baudirektor von Leger; damals dürfte auch der achtseitige Zelthelm errichtet worden sein. In spätgotischer Zeit nahm man einen Umbau vor, wobei im Chor ein Sternrippengewölbe eingezogen und der Chorbogen neu geformt

wurde; auch die rechteckigen, durch einen Mittelstab geteilten Chorfenster – sie besaßen einst Maßwerk – wurden damals eingebrochen. Eine Rechtecknische in der Chornordwand läßt auf ein Wandtabernakel oder Sakramentshaus dieser Zeit schließen; nach ihr zu urteilen lag der Chorboden früher beträchtlich tiefer.

Um den Neubau des Schiffs erwarb sich Pfarrer Ehrenreich Christoph Weißmann ein bleibendes Verdienst. Er verstand es, dem herzoglichen Kirchenrat in bewegter Weise den Zustand des alten Schiffes darzustellen, wobei ihm zustatten kam, daß er den devoten Kanzleistil jener Tage vollendet beherrschte, so, wenn er in einem Brief vom 6. 11. 1747 den «tiefst zu Herzen dringenden deplorablen Nothstand» der Kirche beschreibt, den «wir uns in tiefster Demut erkühnen Höchst Erlaucht Derenselben» vorzustellen. Auch versäumt er nicht, seiner lamentablen Darlegung in submissester Form hinzuzufügen, man behalte sich vor, «mit Euer Hochfürstlich Durchlaucht gnädigster Concession auch zu Höchstderselben Christfürstlicher mildthätigsten Barmherzigkeit unsere Zuflucht zu nehmen und um eine gnädigste Beyhilfe fußfälligst imploriren zu dörrffen . . .». Besser konnte man das nicht machen, und so ist es verständlich, daß eine steinerne Denktafel in der Sakristei ausdrücklich auch seinen Namen, neben dem des Schultheißen Joh. Jak. Linck, festhält. An ihrem Rand hat sich der ausführende Maurer und Steinmetz Andreas Hermann verewigt; außer ihm trug die Hauptlast des Bauwerks Zimmermann Rinckenberger. Schreiner Joh. Schemperlin war für die Inneneinrichtung verantwortlich. Baumeister war Oberbaudirektor Major Joh. Christoph David von Leger. Am 7. 5. 1748

legte man den Eckstein, am 27. 10. war der Tag der Einweihung, aus deren Anlaß Pfarrer Weißmann eine Schrift, «Christ-erfreuliches Denckmahl der anno 1748 neu-erbauten Evangelischen Kirche zu Hirschlanden, Leonberger Amts . . .», mit Angaben über die Erbauung, einem erläuterten Grundriß und einer Ansicht herausgab.

Auch dieser Neubau folgte dem altwürttembergischen Typ der chorlosen Predigtsaalkirche. Die Chorbogenöffnung wurde bis auf die Türe zur Kanzel zugemauert, welche man an der so geschlossenen Schiffswand anbrachte. Davor kamen Altar und Taufstein zu stehen. Das gesamte Gestühl war darauf ausgerichtet; seine Zusammensetzung spiegelt, wie dem Grundriß im «Christ-erfreulichen Denckmahl» zu entnehmen ist, die gesellschaftliche Ordnung der Dorfbewohner wieder. Das heutige Aussehen der Kirche geht in das Jahr 1962 zurück. Nun legte man den Turmchor wieder frei und stellte den Chorbogen unter Verwendung dreier alter Steine wieder her. Dem Schiff als Predigtsaal tritt in einer neuen Bewertung des sakramentalen Wortes der Chor als Altarraum zur Seite, dessen figürliches Ostfenster A. Saile schuf. Den Taufstein sonderte man südöstlich im Schiff ab, die Kanzel kam südlich an die Chorbogenwand. 1965 konnte im nordöstlichen Schiffswinkel eine Walcker-Orgel aufgestellt werden. Das Gestühl entstand neu. Aus den alten Ausstattungsstücken ragt die Kanzel hervor. Sie wurde samt Schalldeckel von Joh. Schemperlin und seinem Sohn gleichen Vornamens gearbeitet sowie von seinem zweiten Sohn Sebastian, Schulmeister in Gebersheim, bemalt. Die Schreinerarbeit erstreckt sich auf die architektonische Gliederung des Korbes, gesägte Hängearabesken an

seiner unteren Einziehung und am Deckel, auch gedrehte Zapfen und Krüglein. Hinzu kommt ein bescheidener bildhauerischer Schmuck: am Gesims des Deckels Engelsköpfchen, Rundbogentore mit Engelsköpfen. Zusammen mit den dahinter aufsteigenden palmwedelartigen Bildungen könnten diese Tore den Eingang ins Paradies bezeichnen. Dazu paßten die gemalten Blumengehänge, die man am Korb findet, in dessen Rundbogen-Blendnischen die sitzenden Evangelisten mit ihren Symbolen gemalt sind, ferner Christus als Salvator mit der Beischrift «DEN SOLT IHR HOERE(N)». In all dem ist die Kanzel das Musterbeispiel eines etwas verkümmerten, ländlichen und evangelischen Barocks. Während der Altar von 1962 stammt, ist der achteckig pokalförmige Taufstein noch spätgotisch. Das einstige Chorbogenkreuz der Zeit um 1510/20 erhielt seinen Platz über dem Chorbogen. Es ist zwar keine künstlerisch hochstehende Arbeit, fügt sich aber in seiner zurückhaltenden Form und seinem still beseelten Ausdruck besser in den Raum der Kirche als irgendein anspruchsvolles Werk. Das heutige, von Robert Eberwein entworfene Altarkreuz verbindet in seinen Formen die Vorstellungen vom Kreuz und von der Herrlichkeit Christi, indem es ein gleichschenkliges sog. griechisches Kreuz aus dünnen gedrehten Stäben mit einem glatten Reif durchsetzt und in die Mitte dieses sehr durchsichtigen Gebildes einen goldgelb schimmernden Glasfluß setzt.

Die erhaltenen Grabmale gehen auf früh verstorbene Söhnlein von Pfarrern zurück; sie werfen ein bezeichnendes Licht auf die hohe Kindersterblichkeit früherer Zeiten. Die beiden an der Schiffsnordwand aufgestellten erinnern in beziehungsreichem Latein an Joh.

Gerlach Volmar, gest. im August 1675 bald nach der Geburt, und an Joh. Ferd. Heinrich Schmoll, gest. am 26. Februar 1732 wenig über 4 Monate alt.

Die arme Gemeinde besaß einst, von einem silbervergoldeten Kelch abgesehen, nur zinnerne Geräte, was sich erst durch Stiftungen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte. Der Kelch ist auf uns gekommen. Er hat einfache Formen, einen sechspaßförmig gebuckelten Fuß, sechseckigen Vasenknauf und einen glatten Becher. Er trägt die Stuttgarter Beschaumarke und die Meistermarke von Johann Christoph Schafhausen († 1756). Das Geläute enthält eine alte Glocke, 1657 gegossen von der lothringischen Gießwerkstatt des Claude Rosier d. J. und des Jean Rosier d. Ä. Von der verzweigten Glockengießfamilie der Rosier stammen viele in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Württemberg an Ort und Stelle gegossenen Glocken.

Das katholische Gemeindezentrum mit der Pfarrkirche zur Heiligsten Dreifaltigkeit liegt auf der Höhe zwischen Hirschlanden und Schöckingen; die Bedeutung dieser Lage wird erst klar hervortreten, wenn einmal der Turm steht. Vorläufig bietet sich das Ganze als eine trotz aller Geschlossenheit raumoffene Baugruppe dar. Der Grundstein zur Kirche wurde am 15. 7. 1973 gelegt; am 8. 12. 1974 geschah die Benediktion. Der Architekt ist Bert Perlia, Stuttgart. Zwei rechtwinklig gegeneinander laufende Wände werden durch einen erhöhten, schräg auswinkelnden Altarraum abgefangen, dessen Schlußseite der Haupteingangsseite parallel läuft. Die waagrecht gespannte Decke endet vor dem höher geführten, von oben erhellten Altarraum. Die Ausstattung geht auf Entwürfe von Gisela

Bär, Pforzheim, zurück. Dazu gehören Altar und Ambo, Bronzetaernakel und Bronze-
deckel des Taufsteins mit dem Relief des
Gesprächs zwischen Jesus und Nikodemus,
ferner der Osterleuchter und die in Alumi-
nium gegossenen Reliefs von 10 Stationen,
deren ungewöhnliche aber sinnvolle Abfolge
lautet: Abendmahl, Fußwaschung, Christus
vor Pilatus, Annahme des Kreuzes und erster
Fall, Begegnung mit der Mutter, Simon von
Kyrene nimmt das Kreuz auf sich, Jesus
begegnet den klagenden Frauen mit Ve-
ronika, Entkleidung und Würfeln um das
Kleid, Kreuzigung, Auferstehung. Alle plasti-
schen Bildungen von Gisela Bär sprechen
durch den schwer durch die Materie sich rin-
genden, fast dumpfen geistigen Ausdruck
menschlich stark an. Die Hängeleuchter
arbeitete Kunstschmied Klaus Walz, Villin-
gen, 1977.

Schöckingen⁴

Die Schöckinger evangelische Mauritiuskir-
che besitzt unter allen Kirchen der Ditzinger
Stadtteile den nachweislich ältesten Chor aus
der Mitte des 13. Jahrhunderts. Ihn über-
spannt ein kuppeliges, mit dreiseitig
geschrägten Rippen belegtes Kreuzgewölbe.
Ein in Stein gehauener Kranz, der aussieht
wie ein gewundenes Tau, ersetzt den Schluß-
stein, indem er zugleich nach den Rippen
blattartige Beschläge entsendet. Man kennt
Beispiele von solchen „Verklammerungen“,
mit denen der Bau magisch im Bild gesichert
werden sollte. Als Gewölbeträger erhielten
sich zwei Säulen mit spätromanischen Kapi-
tellen, auch Resten der alten Sockel. Da die

Rippenansätze nicht auf die Kapitelle passen,
dürften die Rippen ursprünglich schwerer
gewesen und abgearbeitet worden sein. Der
Chorboden lag damals bedeutend tiefer.
Schon als frühgotisch ist ein vermauertes klei-
nes Spitzbogenfenster in der Ostwand anzu-
sprechen. Der sog. Übergangsstil verbindet
spätromanische und frühgotische Formen.
Wir wissen, daß der ursprüngliche Altar 1267
konsekriert wurde. Da solche Konsekratio-
nen mitunter recht spät stattfanden, wird
auch von dieser Seite aus das mittlere
13. Jahrhundert als Bauzeit nahegelegt. Das
große Südfenster ist spätgotisch; die an ihm
wahrzunehmenden Steinmetzzeichen lassen
auf gute Meister schließen. Wir begegnen
dem Steinmetzen wieder, der an den Portalen
der Konstanzer Kirche nachzuweisen ist (9).
Sodann finden wir, seitenverkehrt, ein Zei-
chen vor, das die Schilde des ausführenden
Meisters im Chor der Plattenhardter Kirche
und der Sakristei der alten Hedelfinger Kir-
che enthalten (7). Ein drittes Zeichen kommt
an der Stuttgarter Hospitalkirche vor (8); es
gehört also einem Mitarbeiter von Aberlin
Jörg. Die Kirchherren, die in einer der Schök-
kinger Burgen saßen, wollten offenbar gute
Arbeit geleistet haben. Wann das geschah,
kann man ihrem Schild am Kreuzrippenge-
wölbe im Sakristeigeschoß des Turmes ent-
nehmen. Es zeigt die Wappenfigur der Her-
ren von Venningen, die 1479 und 1485 ihren
Schöckinger Besitz, darunter ihren Anteil am
Kirchensatz, an die Herren von Nippenburg
verkauften. Wir kommen damit auf eine Bau-
zeit von etwa 1470/80.

An den umgebildeten Chor baute man
damals nördlich einen Turm und westlich ein
neues Schiff an. Der schlanke Turm scheint
mit seiner Südmauer auf die nördliche Chor-

mauer gesetzt, verwertet aber vermutlich bis in diese Höhe den alten Turmmauerstock. Er hat noch seine spätgotischen Schallfenster mit Maßwerken; ein achtseitiger Zelthelm mit Lilienkreuz und Hahn beschließt ihn. Vor seiner Nordostkante führte man 1756 eine schwere Stützmauer auf. Im Untergeschoß, unterhalb des Sakristeigeschosses, enthält er einen, durch eine Rundbogentür zugänglichen, gewölbten Beinhauskeller. Die Öffnungen des Schiffs, das noch seinen spätgotischen Dachstuhl hat, erfuhren im Lauf der Jahrhunderte, vor allem wegen des Einbaus von Emporen, mannigfache Änderungen. Eine geplante West-, dann Süderweiterung von 1759 kam nicht zur Ausführung. Im Norden gibt es, verdeckt vom Treppenhaus, noch den Überrest eines spätgotischen Fensters. An dieser Seite ist das alte Spitzbogenportal mit zwei jetzt leeren Wappenschilden erhalten. Im Süden verwandelte man ein zweiachsiges gekehltes Fenster noch des 16. Jahrhunderts in eine Emporentür; auch die Nordseite hat in Emporenhöhe zwei Rechteckfenster dieser Zeit. Schließlich bekam die Südseite 1880 große Rechteckfenster mit neugotischer Maßwerkteilung.

Im Inneren erinnert ein ehemaliges Weihwasserbecken neben dem Westeingang an die spätgotische Zeit. Nach der im Jahr 1599 durchgeführten Reformation näherte man das Schiff dem Predigtsaaltyp an, indem man den Altar vorrückte und die Emporen auf die Kanzel ausrichtete. 1679 wurde die Kanzelwand mit 1826 beseitigten Wandgemälden versehen, wohl biblischen Historien – wie man es damals nannte –; ihr Maler hieß Johann Wolfgang Buchmark (oder Buchmack) und war aus Sachsen gebürtig.

1826 kam es zu einer besonders umfangrei-

chen Erneuerung, nachdem man im Jahr zuvor die Orgelempore im Chor verändert hatte, weil die 1736 angeschaffte Orgel durch den Orgelmacher Georg Ludwig Koch von Oberboihingen nicht nur repariert, sondern auch erweitert worden war. 1899 und wieder 1961 trat an ihre Stelle eine Walcker-Orgel. Auf das Schiff wandte man 1826 801 Gulden und 17 Kreuzer. Die Täferdecke wurde vergipst, die südliche Chorbogenwand für den Kanzelzugang durchbrochen, die Kanzel neu gemacht – es ist die heutige – sowie ein nicht mehr vorhandenes Wandtäfer angebracht. Auch erneuerte man die „Weiberstühle“ und die „Trauerstühle“ im Erdgeschoß. Ferner erhielt die Sakristei jetzt erst ihre östliche Außentür, und da diese an die Stelle eines Fensters trat, mußte das Nordfenster erweitert werden. Die erhaltenen Bauakten geben ein genaues Bild des ganzen Bauvorgangs und zeigen, daß Schöckingen auch damals über tüchtige Handwerker verfügte. Maurer- und Steinhauermeister Martin Gommel machte einen auf 28. 2. 1826 bezeichneten Grundriß und Querschnitt, die dem Bauwesen zugrunde gelegt wurden. An diesem beteiligt waren vor allem Maurer- und Steinhauermeister Matthias Jäger, Zimmermeister Conrad Nick und Schreinermeister Ludwig Käßmann. Bei der großen Erneuerung von 1961 zog man eine Täferdecke ein. Der Zwischenraum von West- und Nordempore wurde ausgefüllt, die Emporentreppe in den westlichen Turmanbau verlegt. Der in das Jahr 1899 zurückgehende Altar und das Gestühl entstanden neu. In diesem Jahr wurden auch die spätgotischen Wandmalereien im Schiff freigelegt. Wie in der Konstanzer Kirche von Ditzingen erblicken wir, hier an der Nordwand, eine, freilich unvollständig und schlecht erhaltene,

Darstellung der Übertretung der 10 Gebote und der 10 ägyptischen Plagen. Erkennbar ist links oben Gottvater im brennenden Busch, der Mose die Gesetzestafeln übergibt, darunter vielleicht Teile der Anbetung des Goldenen Kalbs mit Aaron in Bischofstracht. Die untere Bildreihe mit den Plagen hat Unterschriften, von denen sich jedoch nur die des 4. Bildes einwandfrei lesen läßt:

(Deß) *viert gebots ward vergessen*
(Ließ) *got kefer die frucht abfressen*

Dementsprechend sehen wir darüber eine bergige Landschaft mit Fachwerkhaus und Baum, ferner Kornfelder, deren Ähren von Käfern abgefressen werden. Links dieser Bildfolge erscheint der obere Teil eines Astwerkbalдахins. An der Südwand zeigt sich das Brustbild einer alttestamentarischen Figur, bärtig, mit Turban – wohl eines Propheten –, ferner schlafende Jünger von einem Ölberg. Der Chorbogen ist von Ranken, Strahlen und Flammen gefaßt, eindeutig eine Anspielung auf Paradies und Himmel. Rechts davon schwebt die Muttergottes als apokalyptisches Weib in der Sonne und den Mond zu Füßen; weiter rechts eine Rosenranke und ein strahliges Ornament. Um die Ovallaibung des östlichen Fensters erhielt sich gemalte Ornamentik des frühen 17. Jahrhunderts.

Von den Ausstattungsstücken spätgotischer Zeit sind erlesene Stücke auf uns gekommen. Der Taufstein ist spätgotisch; er hat ein Achteckbecken und unten am achteckigen Fuß die für jene Zeit bezeichnenden Formverschränkungen. Eine möbelgeschichtliche Kostbarkeit ist der Sakristeischrank, für den die glaubhafte Jahreszahl 1444 überliefert ist.

Bei einer Höhe von 1,71 m und einer Breite von 1,29 m ist er eine Variante des sog. Stollenschrantyps. Zwischen drei, bis zum Fußboden durchgehende, senkrechte Bohlen sind Fächer mit Türen eingelassen, links zwei übereinander, rechts eines. Am oberen Rand läuft vorn ein geschnitzter Maßwerkfries. Die Beschläge sind alt, die Schlösser fehlen. Kunstgeschichtliche Bedeutung im engeren Sinn haben die auf uns gekommenen Teile eines Altarwerks der Zeit um 1460, die Holzbildwerke einer Muttergottes und des Kirchenheiligen Mauritius sowie ein Altarstaffelbild. Die Figur der Maria verrät in der Art, wie rechtes Spielbein und linkes Standbein angedeutet sind, ferner der Kopf sich frei erhebt und die Hände das Kind schräg vor dem Leib halten, den durch Hans Multscher vermittelten Einfluß einer neuen, mit Körper und Raum vertrauten Zeit. Indessen, unabhängig davon werden unsere Augen durch die Schürzung der Mantelfalten hingeleitet zu den Händen, die das Kind halten und darbieten. Hinzu kommt eine sanfte, durch die Gestalt gehende Schwingung. Dadurch erscheint Maria ganz als die selbst gehaltene Trägerin des göttlichen Kindes, und dies in sehr hoheitsvoller Weise. Mauritius ist eine ergreifende Figur. Zwar ist er geharnischt, hält Schwert und Schild, aber er wirkt gar nicht kämpferisch oder heldisch, vielmehr hat der Bildschnitzer in ihm eher den Anführer der Thebäischen Legion gesehen, der sich wehrlos dem Martyrium auslieferte. Die jünglingshaft zarte, schwächliche Gestalt mit dem Lockenhaupt wirkt fast zerbrechlich; das Standmotiv wird von einer Schwingung überspielt; den Eindruck vollendet die Knickung in der Hüfte. Ganz allgemein aber ist diese Figur der Ausdruck einer Zeit, die sich der Darstellung körperhaft räumlicher Erschei-

nungen zuwendet, um sie in Frage zu stellen. Die gemalte Altarstaffel wird in ungewöhnlicher Weise gegliedert durch aufgelegte, geschnittene Maßwerkbögen zwischen fialenartigen Pfeilern; unten herüber läuft ein durchbrochener Vierpaßfries. Und in dieser Sakralrahmung erscheint Christus in Halbfigur, die Rechte segnend, die Linke abwehrend erhoben, denn zu seiner Rechten sind die 5 klugen Jungfrauen, zu seiner Linken die 5 törichten zu sehen, alle hochmodisch gekleidete Damen; ja, der Maler bringt sogar einen leicht anekdotischen Zusatz herein, indem er die rechte der törichten Jungfrauen als Ersatz für die nicht brennende Lampe eine Kerze herbeitragen läßt, die sie eben mit einer Lunte angezündet hat. Auch ein Tafelbild Christi am Ölberg aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts ist zu nennen; es gehört zu den besseren Arbeiten, wie sie sich gerade an Herrschaftsorten öfters finden. Das Altarkreuz entstand im frühen 17. Jahrhundert; es wurde 1874 aus der Kirche von Neckarwestheim erworben.

Aus den im Chor aufgestellten herrschaftlichen Grabmalen ragen zwei figürliche Arbeiten hervor. Das für Hans von Nippenburg († 22. 2. 1540) steht stilistisch im Übergang von Spätgotik zur Renaissance. Sein Flachrelief gibt den Verstorbenen, frontal stehend, in Prunkrüstung, die Linke am Schwertknauf, die Rechte betont an der hinteren Helmzier des Nippenburger Vollwappens, dem Schenkenbecher. Unter diesem sind die Wappenschilder beider Ehefrauen zu sehen, von denen das rechte sicherlich das der Ursula von Adelsheim ist, das linke wahrscheinlich der Veronika von Kronburg. In den Ecken stehen die Wappenschilder der Ahnenprobe: oben Nippenburg und Reischach, unten Heimer-

dingen und Speth. Die Umschrift lautet: «Anno d(omi)ni 1540 vff S Peterus stul Fyr (Petri Stuhlfeier, 22. 2.) starb der Edel vn(d) Ernfest Hanns vo(n) Nyppenburg dem gott genedig sin wöll Am(en)». Das Grabmal für Martin von Nippenburg (Todesdatum unausgefüllt, 28. 4. 1604) und Maria Salome geb. von Reischach († 19. 2. 1597) wird dem Leonberger Bildhauer Jeremias Schwarz zugeschrieben. Es hat sog. Epitaph-Form. Seine mit der Ahnenprobe belegte Renaissancearchitektur besitzt ihre Mitte im Hochrelief des Gekreuzigten, dessen Blut von Engeln in Kelchen aufgefangen wird. Darunter knien anbetend die Verstorbenen mit 6 Knaben und 3 Mädchen. Die Inschrift befindet sich in der Attika darüber. Der Aufsatz besteht aus drei Kartuschen mit dem Relief der Auferstehung und den Vollwappen der Verstorbenen. Auch hier finden sich ergreifende Denkmale der Kindersterblichkeit. Es sind dies zwei Sandsteintafeln, die eine für Ludwig Friedrich von Nippenburg († 27. Mai 1614 «11 tag und 8 stund allt») und Johann Friedrich von Nippenburg († 9. August 1616 «8 Wochen 3 tag allt») sowie für «zwey holdselige Ehepflantzlein» des Ernst Friedrich von Nippenburg und der Maria Magdalena geb. von Liebenstein, namens Ulrich Albrecht (18. November 1671–24. Januar 1672) und Philipp Friedrich (10. Juni–8. August 1674). Andererseits war auch die Geburtenzahl hoch. Dies geht aus der Denktafel für Friedrich Albrecht von Gaisberg, Oberforstmeister zu Leonberg († 16. März 1747) und Sophie Friederike geb. von Münchingen († 8. Januar 1757) hervor, die mit 14 Kindern, 57 Enkeln und 5 Urenkeln gesegnet waren.

An der südlichen Schiffswand außen stehen 38

noch die Grabmale für Philipp Albrecht von Gaisberg († 26. Dezember 1674) und für Ferdinand Wilhelm von Gaisberg († am 8. August 1760), Oberforstmeister auf Reichenberg. Westlich am Turm wurde der gut gehauene Stein angebracht für Joh. Matthäus Rehm von Kötz († 1. Januar 1663), mit ornamentierter Schrifttafel und Doppelwappen Rehm von Kötz/von Nippenburg.

Unter den kirchlichen Geräten ist ein spätgotischer Kelch hervorzuheben, dessen gestufter Sechspaßfuß in Silber getrieben und mit einem gegossenen Kruzifix belegt ist. Der Stiel hat alte Maßwerkgravierung, der Blasenknopf wird von Rauten durchbrochen, in welchen sich – silbervergoldet in schwarzem Grund – der Name Mariae in spätgotischen Majuskeln abzeichnet. Nach der auf den Standring eingeschlagenen Marke handelt es sich um eine Nürnberger Arbeit, etwa der Zeit um 1500. Der glockige Kelchbecher hingegen gehört einer späteren Zeit an, doch sind Kehle und Astwerk gegen den Stiel alt. Auch der zugehörige Hostienteller ist spätgotisch. Eine ovale Hostiendose mit geripptem Deckel trägt die Stuttgarter Beschaumarke mit dem Buchstaben C und die Meistermarke G·P über ·H· (Georg Philipp Hermann, † 1725). Ohne Marken ist eine schöne silberne Abendmahlskanne von klassizistischer Form, bezeichnet «1815. ZUM ANDENKEN DES FREIHERRN CARL FRIDRICH VON GAISBERG UND SEINER HIER RUHENDEN FAMILIE». Auf dem Bauch trägt sie zwei gravierte Schilde mit 1. Kor. 15,55–57 und mit einem Gaisbergischen Allianzwapen. Zwei zinnerne Abendmahlskannen wurden 1826 von Pelargus, Stuttgart, bezogen. Auch ist eine Nürnberger Beckenschlägerarbeit des 16./17. Jahrhun-

derts nachzuweisen, ein Messingbecken mit Rosette und Buchstabenornamentik. Unter die Glocken zählte man früher eine von Johannes Rosier 1696 und eine des Stuttgarter Glockengießers Gottlieb Jak. Rechen von 1748.

Die Pfarrhäuser

An der Stelle des alten Ditzinger Pfarrhauses von 1748 steht seit kurzem das evangelische Gemeindehaus; es war nach einem von Oberbaudirektor von Leger durchgesehenen Riß und Überschlagn des Leonberger Werkmeisters Joh. Mich. Seckler erbaut worden.

Das Pfarrhaus von Heimerdingen, ein zweigeschossig gemauerter Bau mit dem Relief des herzoglich württembergischen Wappens, wurde 1743/44 ebenfalls von Seckler und nach Plänen von Legers erstellt. Dabei konnten jedoch die Mauern der hinteren Giebelseite, des Erdgeschosses der vorderen Giebelseite und der heutigen Straßenseite vom Altbau übernommen werden; die übrigen Mauern waren neu aufzuführen. Dies ist deshalb nicht unwichtig, weil nach den vorhandenen Rissen die Mauer der hinteren Giebelseite im Erdgeschoß 5 Schuh stark ist – das sind immerhin 1,43 m – und die der anderen alten Erdgeschoßteile 4 Schuh stark, somit 1,15 m. Diese Maße sind nur verständlich, wenn man annimmt, die genannten Mauerstücke stammten vom Steinhaus der alten Burg, deren Graben noch 1743/44 beim Pfarrhaus zu sehen war. Fällt dieses doch auch durch seine gegen den Burghof erhöhte Lage auf. Kein Wunder, daß es in einem Bericht von

1535 heißt, das Pfarrhaus sähe wie ein Burgstall aus, es sei aber in Abgang.

Um 1540 scheint es dann unter Verwendung alter Teile neu gebaut worden zu sein. Noch 1555 gab es in seiner Nähe ein altes Gemäuer, das einzufallen drohte. Zu erwähnen ist in Heimerdingen auch das im Burghof liegende evangelische Gemeindehaus, eine recht bemerkenswerte Frühform dieses Typs, errichtet 1907 von Klatte & Weigle in gemäßigten Jugendstilformen.

In Hirschlanden steht vor dem Pfarrhaus von 1968 noch das 1483 erbaute. Die Jahreszahl steht an einer schönen, segmentbogigen Stabwerkpforte. Der gemauerte und in Fachwerk erstellte Bau wurde freilich viel verändert.

Unter den Pfarrhäusern des Stadtgebietes erweckt heute vielleicht nur noch das Schöckinger eine Vorstellung von der Bedeutung des Pfarrers in der Dorfgemeinde. Es paßt sich zwar der Gesellschaft der Bauernhäuser an durch seine Bauweise, das gemauerte Erdgeschoß, den Fachwerkstock und -giebel, überragt sie aber durch sein Format, die Ausföhrung der Einzelformen und vor allem durch einen quadratischen, von mächtigen Steinkonsolen getragenen Fachwerkerker, dem sein Pyramidendach das Aussehen eines vor die Hauswand hinausgeschobenen Häusleins verleiht. Im Erdgeschoß der Hofseite fallen die, teilweise vermauerten, Öfhnungen durch ihre Spätrenaissanceprofile auf, und die rundbogige, 1594 bezeichnete Haustür ist sogar bildhauerisch behandelt, was auch für die vordere der Erkerkonsolen gilt. Die hier und dort angebrachten Steinmetzzeichen (10–12) weisen auf die vorzügliche Qualität der Steinbehandlung durch standesbewußte Steinmetzen; unter ihnen erkennt man das Zeichen des Jeremias Schwarz von Leonberg

(12), den wir in der Kirche als Bildhauer kennenlernten und der auch als Baumeister tätig gewesen zu sein scheint. Zum Pfarrhof gehört ein Wasch- und Backhaus von 1786.

Die Rathäuser

Unter den Rathäusern des Stadtbereiches nimmt das Ditzinger die erste Stelle ein. Mit drei Seiten beherrscht es die im Bogen vorüberföhrnde Hauptstraße, mit der vierten, südlichen Seite wendet es sich gegen den ehemaligen Viehmarktplatz, wo seine Wirkung durch die mit ihm verbundene ehemalige Alte Schule gesteigert wird. Der Altbau ist ein zweistöckiger, über einem gemauerten Sockelgeschoß erstellter Fachwerk-Giebelbau von 1738 mit später verändertem Glockenturm über dem Südgiebel. Die Alte Schule wurde ihm durch vorgeblendetes Bohlenfachwerk angeglichen. Sie wurde 1759 erbaut und linkshin 1824 um einen 1896 verlängerten Flügel erweitert; seit 1960 verbindet sie ein über einem Torbogen errichteter Gang mit dem Hauptgebäude, dessen heutiges Aussehen im wesentlichen auf den Umbau von 1951 zurückgeht, wobei man auch die drei Feuerwehrreremisen im Erdgeschoß beseitigte. Ein großes Verwaltungszentrum in neuzeitlichen Formen ist in unmittelbarer Nähe, westlich der Konstanzer Kirche geplant.

Das frühere Heimerdinger Rathaus, heute Sängerberheim, wurde 1816 erbaut und hat noch gute klassizistische Erdgeschoßteile.

Das alte Rathaus von Hirschlanden von 1599, dessen hoch gemauertes Erdgeschoß eine Kelter barg, steht nicht mehr. Das neue Rat-

haus wurde 1966 in die 1929 erbaute Schule eingerichtet, dabei übernahm man das über der Tür angebrachte Zementgußrelief eines sterbenden Hirsches, das Fritz von Graevenitz als Gefallenendenkmal gearbeitet hatte. Die Umgestaltung des Vorplatzes schaffte eine neue räumliche Verbindung mit der Umgebung, die Türe erhielt einen Flügel mit dem Bronzerelief einer ihren Samen austreuenden Hirse von Peter Hoffmann, der auch das Spachtelbild in der Vorhalle von 1967 entwarf; es vereinigt verschiedene Symbole der wichtigsten in Hirschlanden ausgeübten Tätigkeiten.

Das Schöckinger Rathaus ist ein architektonisch gut gebildeter Bau von 1788. Sein gemauertes Erdgeschoß hat noch alte Öffnungen, eine Segmentbogentür mit einem großen, schwungvoll anmutig vergitterten Oberlicht und ein Korbbogentor, beide schön profiliert sowie mit gedoppelten und genagelten Flügeln versehen. Der Oberstock und der von einem Glockenständer überragte Krüppelwalmgiebel sind in Fachwerk erstellt. Im Schlußstein der genannten Tür steht eine Inschrift auf Schultheiß und Bürgermeister: «H.S.F.C.SCHMIDH.B.M.F.L.GIECK1788».

Die Schlösser

Während die Sitze der Herren von Gaisberg, die 1660 an Stelle der 1646 ausgestorbenen Herren von Nippenburg von Württemberg mit Schöckingen belehnt wurden, als markante Züge im Ortsbild hervortreten und so den einstigen Herrschaftsort charakterisieren, merkt man dem Ditzinger Schloß die geringe

Bedeutung der wechselnden, ortsansässigen Adeligen – dies im Vergleich mit der Bedeutung der württembergischen Herrschaft, der des Klosters Hirsau und der Pforzheimer Nonnen – an. Immerhin hat es ein beachtliches Vorfeld im Bereich des Schloßgartens, den eine niedere alte Mauer umfängt. In ihr liegt nördlich eine erneuerte Segmentbogenpforte, die trotz starker Verwitterung in Renaissance-Doppelvoluten die Wappen von Hermann von Janowitz und der Agnes geb. von Sternenfels erkennen läßt, dazwischen die Jahreszahl 1568. Das Schloß selbst, eine ehemalige Wasserburg in der Glemsaue, wird von einem Graben umgeben, über den eine Zugbrücke führte, und von einer nur als Stumpf erhaltenen Umfassungsmauer mit kleinen Eckrondellen. Auf dem gemauerten Erdgeschoß, das sich in einem Spitzbogentor öffnet, sitzt ein verputzter Fachwerkstock; ein Halbwalmdach deckt das Ganze ab. Erbaut wurde das Schloß angeblich um 1420 durch verschiedene Brüder von Gültlingen, indessen später viel verändert. Ein umgebautes Wirtschaftsgebäude liegt hinten über dem Hof, doch ist sein südlicher Fachwerkgiebel für das Ortsbild wichtig.

Unweit glemsaufwärts steht die allerdings erweiterte und umgebaute einstige Schloßmühle, deren Altbau von 1766 ein gemauertes Erdgeschoß mit schöner Steinhauerarbeit an Eckpfeilern und Türen sowie gutes Fachwerk hat.

An Kloster Hirsau erinnert die zwar stark veränderte, aber in ihrem alten Bestand immer noch stattliche, gemauerte Zehntscheuer aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, deren Kanten von Polsterquadern gefaßt sind und wo man auch eine teilweise vermauerte Spitzbogenöffnung erblickt.

In Schöckingen liegt das alte von Gaisbergische Doppelschloß am nördlichen Rand des alten Dorfes. Es ist teilweise noch vom Graben umgeben, über den von Nordwesten her seit langem schon eine gemauerte Brücke führt. Der Torturm ist in seinem gemauerten Erdgeschoß noch spätgotisch und trägt über seinem Spitzbogentor die spitzbogigen Wappenschilder des Johann von Nippenburg und der Agnes oder Margarete von Heimerdingen aus dem 2. Viertel des 15. Jahrhunderts. Seitlich, gegen den Graben, öffnet er sich in einer senkrechten und in einer waagerechten Scharte. Die Fachwerkstöcke des Turms, hofseitig unverputzt, stammen aus der Zeit um 1570. Die Hofgebäude ruhen nach außen hin alle auf der annähernd rechteckigen Umfassungsmauer, aus der einst nach innen offene, runde Schalentürme vorsprangen, von denen sich einer erhielt. Ein in Öl auf Leinwand gemaltes Bild im Besitz von Ernst Ludwig Freiherr von Gaisberg gibt eine Ansicht des Schlosses von Nordwesten im Zustand von etwa 1860/70 wieder. Das sog. Alte Schloß erhebt sich links der Einfahrt, das sog. Neue rechts. Jenes ist jedoch ein verhältnismäßig einfacher nachmittelalterlicher Fachwerkbau. 1901 veränderte und erweiterte man ihn nach einem revidierten Plan von Architekt R. Gaukler vom August 1900. Die Erweiterung vollzog sich so, daß man vor die erwähnte Umfassungsmauer eine Fachwerkwand hinausstellte und die Mauer nach den inneren Erfordernissen im Erdgeschoß durchbrach. Es ist geplant, diese Erweiterung demnächst rückgängig zu machen und einen Umbau vorzunehmen.

Das Neue Schloß bietet sich in der Chorographia von Georg Gadner (1588–96) als Staf-

felgiebelbau dar, der 1566 vollendet wurde. Seine jetzige Gestalt ist auf das Jahr 1740 zurückzuführen, als nach einem Blitzschlag der heutige erste, verputzte Fachwerkstock erstellt wurde, ferner auf das Jahr 1872, als man sein Mansardengeschoß ausbaute. 1895 sollte das Gebäude an den Hofseiten des 1. Stocks eine gotisierende Fachwerklaube erhalten. Es kam jedoch 1896 nur zu einem Umbau, bei dem der rechteckige Wehrturm der Grabenkante einen Fachwerkerker erhielt. Das Haus weist verschiedene Inschriften und Wappenreliefs auf. An der dem Hof zugewandten Langseite gewahrt man eine Sandsteintafel mit den Vollwappen von Nippenburg und von Reischach, dazu der gedrängten Beischrift: «AN(N)O.DNI.1.5.6.6.

HAT.MART.VON.NIPPENBURG.VND. MARIA SALMI.VON RYCHACH MIT. GO.DE(N). BAW. VOLN». Ferner ist unweit ein in Holz geschnittenes Vollwappen von Gaisberg und von Tann-Rathsamhausen, von Engel gehalten, angebracht, mit Beischrift auf Friedrich von Gaisberg-Schöckingen und Otilie geb. Freiin von und zu der Tann-Rathsamhausen, 1896. Diese Wappen kehren am Erker wieder. Der Schlußstein und das Oberlichtgitter des Portals tragen die Initialen des Philipp von Gaisberg, der Schlußstein ist 1766 bezeichnet. Die Hofrückseite nimmt ein ebenfalls der Umfassungsmauer aufgesetztes, gemauertes großes Wirtschaftsgebäude ein, das einen Staffelgiebel mit Maßwerkreliefs und einen Renaissancegiebel mit geschwungenen Ortgängen sowie Lisenen hat. An ihm befindet sich eine Sandsteintafel, die in einem Renaissance Rahmen die Vollwappen von Nippenburg und von Reischach faßt, dazu die Schrift: «AN(N)O D(OMI)NI 1570 HAT MARTIN VON NIP-

PENBVRG VND MARIA.SALMII VON RYSHACH MIT GOTT DISN BAW VOLLENDET». Der große Keller ist zweischiffig über den gehauenen Steinpfeilern gewölbt. Links an diesen Bau ist in den Winkel der Umfassungsmauer eine Fachwerkscheuer des 17./18. Jahrhunderts eingefügt. An der linken Hofseite wird die alte Umfassungsmauer durch die neuere eines Stall- und Scheuergebäudes aus dem 18. Jahrhundert durchbrochen, das hofseitig in Fachwerk erstellt ist. An dieses lehnt sich links ein neuerer Fachwerkbau an. Rechts im Hof liegt ein früheres Pächterhaus, zweigeschossig, Fachwerk verputzt unter Drittelwalm, etwa aus der Zeit um 1800.

Ein weiteres von Gaisbergisches Schloß war Schillerstraße 9, ein bedeutender Bau, dessen gemauertes Erdgeschoß zur Hinteren Schloßgasse hin mit den mächtigen Steinkonsolen gegen die beiden verputzten Fachwerkstöcke abgeschrägt ist. Das giebelseitige Kellertor führt in einen großen gewölbten Keller. An der dem Hof zugekehrten Seite ist ein Prachtportal zu sehen, rundbogig zwischen Blindpfeilern mit ausgebogenem Gesims, durchkreuzt vom großen Relief einer von Gaisbergischen Vollwappen-Kartusche, an die sich ein römischer Krieger lehnt, und bezeichnet F.A.V.G. (Friedrich Albrecht von Gaisberg; er lebte 1710–63, war Oberforstmeister und darf nicht verwechselt werden mit Friedrich Albrecht, der 1673–1747 lebte und ebenfalls Oberforstmeister war); dabei steht die Jahreszahl 1754. Im Inneren sind bescheidene Stuckdecken dieser Zeit erhalten. Über der Schillerstraße findet sich an einer umgebauten Scheuer noch das Wappenrelief des Wilhelm von Gaisberg von 1855.

Bauernhäuser und Fachwerke

Das alte Bauernhaus und die Holzbauweise des Fachwerks gehören zusammen. Das kommt unseren alten Ortsbildern heute noch zugute, weil es das Leben der Vergangenheit verschlingt in das Leben der Gegenwart und dies ortsbaulich sichtbar macht. Und das, obwohl es seit drei Jahrzehnten viele Verluste gab. Noch vor nicht allzu langer Zeit waren in Ditzingen und in Hirschlanden geschlossene Höfe zu sehen, deren Straßenseite eine von einem Wagentor und einer Fußgängerpforte durchbrochene, hohe Hofmauer bildete. Ohne diese begegnet man einem mehr oder weniger offenen Gehöft über meist rechteckigem Grundriß häufig. Seine wichtigsten Bestandteile sind ein sog. gestelztes Wohnstallhaus, wie es in der Bauernhausforschung heißt, d. h. ein Haus, dessen Wohnräume im Fachwerkstock über den Ställen des gemauerten Erdgeschosses liegen. Die Hofrückseite nimmt eine großenteils in Fachwerk erstellte, meist unterkellerte Stallscheuer ein, und gegenüber dem Wohnstallhaus lag oder liegt ein Schuppen mit Schweinestall und Remise. Auf dieser Grundlage entwickelte sich in Ditzingens Ortsmitte ein ganz ungewöhnliches bauliches Gebilde, das als wahrer «Schild» des Bauerntums im Stadtgebiet gelten darf. Eine Dreigiebelfront deckt zwei seitliche ehemalige gestelzte Wohnstallhäuser, deren Kellertore auch auf Weinbau deuten – das rechte ist 1715 bezeichnet – und einen kleineren, über der Einfahrt errichteten Zwischenbau. Das Fachwerk weist Rautenmotive auf, die als Fruchtbarkeitssymbole zu gelten haben.

An der Hofrückseite steht eine Doppelscheuer. Zusammen mit dem Rathaus, einschließlich der früheren alten Schule, kommt dieser Baugruppe eine hohe, die Ortsmitte prägende Bedeutung zu.

In Hinsicht auf bäuerliche Hauskultur und Fachwerk überragt Heimerdingen alle anderen Stadtteile, wenn auch die meisten der noch in der Oberamtsbeschreibung von 1930 erwähnten Häuser nicht mehr zu finden sind. Dennoch begegnet man hier ganzen Zeilen giebelständiger Häuser von dem gestelzten Wohnstalltyp mit der Scheuer über dem Hof. Späte Prachtbeispiele dieser Art schon aus dem späten 18. bis frühen 19. Jahrhundert sind Burghof 6 und Hochdorfer Straße 2, dieses bezeichnet 1818, auch Schafhof 10 von 1804. Andere Häuser sind in bedeutenden Teilen, vor allem den ortsbaulich so wichtigen Giebeln, noch erhalten, etwa Rutesheimer Straße 10, Hindenburgstraße 2 und 3. Daneben gibt es den Typ des zweistöckigen Fachwerk-Wohnhauses, wiederum mit Stallscheuer über dem Hof. Sein am meisten in die Augen fallender Vertreter, mit angebaute Scheuer, ist Schafhof 6, woran noch eine alte Stallscheuer schließt. Nach seinen kräftigen Fachwerk-Vorstößen gehört das Haus noch dem 17. Jahrhundert an. Aber auch Hochdorfer Straße 5 mit dem 1832 bezeichneten Fachwerk-Wohnhaus, Hausgasse 18 aus dem 18. Jahrhundert und die kleinbäuerliche Form Vordere Gasse 6 mit seiner ungestörten Hofanlage sind dieser Gruppe zuzurechnen, ebenso Vordere Gasse 10 mit den Jahreszahlen 1793 und 1808. Sogar die altertümliche Form des einstockigen Fachwerk-Wohnhauses ist, wenigstens in Teilen, auf uns gekommen, so in Mittlere Gasse 5 mit einem Giebel der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, und Neue

Straße 1, das eine sehr schöne Fachwerk-Giebelseite derselben Zeit aufweist. Mittlere Gasse 24 von 1801 ist insofern eine Spätform, als es den Typ des sog. gestelzten Quereinhauses darstellt, in dem an das gestelzte Wohnstallhaus die Scheuer schließt; der in diesem Fall vorgebaute Schweinestall belebt die Gesamtform. Eine Sonderstellung nimmt das zweistöckige Fachwerkhaus Burghof 1 ein; mit seinen aus den Pfosten geschnittenen, geschweift profilierten Knaggen, auch verkämmten Hölzern, dürfte es der Zeit um 1550 angehören. Nur als ortsbauliche Merkwürdigkeit sei ein Pflugscharwappen mit Beischrift auf Jacob Zeller 1628 genannt, das man von der abgebrannten Zehntscheuer in den Neubau übernahm.

Diejenigen Häuser, welche das Ortsbild von Heimerdingen am stärksten bestimmten, waren große Wirtschaften, der «Adler» und der alte «Ochsen». Jener, neben der Kirche gelegen, ist ein großräumiges Anwesen, dessen Durchfahrt 1783 bezeichnet ist und einen Löwenkopf mit gebleckten Zähnen als Abwehrzauber sehen läßt. Das Fachwerk ist stark verändert. Das schmiedeeiserne Wirtsschild prangt in alter und großer Schönheit; es stammt wohl auch von 1783. Der alte «Ochsen» steht Ecke Rutesheimer Straße und Weissacher Straße und paßt sich deren Richtungen mit stumpfwinklig gebrochenen Fronten in ortsbaulich außerordentlich reizvoller, gar nicht langweiliger Weise an. Dazu trägt auch bei, daß das gemauerte Erdgeschoß gegen die Weissacher Straße stärker einspringt als die beiden Fachwerkstöcke darüber, so daß diese von starken Konsolen abgefangen werden müssen. Die Hauskante ist im Erdgeschoß abgekehlt und endet oben in einem Löwenkopf. Dies alles wirkt in sel-

ten guter Weise zusammen, so daß der Hauskörper, der blockisch wirken könnte, sich dem Straßenbild geschmeidig einfügt. An der Eckkonsole brachte der Steinmetz sein Zeichen an, es ist das des Jeremias Schwarz (12), dabei steht «H 9». Unweit davon steht auf einem Stein die Jahreszahl 1601, welche das Baujahr angibt. Die Fachwerkstöcke werden von 1757 stammen. Diese Jahreszahl liest man auf einer später in das Erdgeschoß eingelassenen Steintafel, zusammen mit den Buchstaben I F S; hinzu kommen die Reliefs eines Metzgerbeiles und eines Ochsenkopfes.

In Hirschlanden verrät das Gasthaus zum Rößle, daß es aus einem Bauernhaus mit überbauter Einfahrt hervorging; die Haustür ist 1794 bezeichnet. Das unglaublich beschwingte, dabei figurenreiche schmiedeeiserne Wirtsschild ist zeitlich etwas früher anzusetzen. Dem Haus Raiffeisenstraße 1 sieht man trotz starker Veränderungen das ehemalige Wohnstallhaus von 1796 an. Raiffeisenstraße 2 hat trotz Umbaus den stattlichen unverputzten Fachwerkgiebel des frühen 17. Jahrhunderts behalten und auch Raiffeisenstraße 2A ragt durch gutes Fachwerk hervor, wohl von 1770, welche Jahreszahl am Kellertor steht. Die hofseitige Ecke des Fachwerkstocks wird von einer Steinkonsole gestützt, deren ausgehauene Ornamentik Motive von symbolischer Lebensbedeutung besitzt.

45 In Schöckingen gewahrt man an Hauptstraße 8–12 die von einem Wagentor und einer Fußgängerpforte durchbrochene Hofmauer eines nachmals geteilten und veränderten Hofes, an dessen Rückseite eine mächtige steinerne Doppelscheuer steht. Überall erkennt man

sonst im Ortsbild mehr oder weniger veränderte gestelzte Wohnstallhäuser mit Scheuern über dem Hof. Waldstraße 8 bietet das ungewöhnliche Bild einer später geteilten großbäuerlichen Anlage desselben Typs in freierer Bildung aus der Zeit um 1800 innerhalb einer niederen Hofmauer. Das Kellertor der Stall-scheuer, im Schlußstein bezeichnet mit springendem Roß, Besitzerinitialen und der Jahreszahl 1818, hat noch den alten, gedoppelten und schön beschlagenen Flügel. Die kleinbäuerliche Variante des gestelzten Wohnstallhauses treffen wir in Hauptstraße 24 an, einem einstockigen, unverputzten Fachwerkbau, dessen hoher gemauerter Sockelstock, über den hinweg eine gedeckte Freitreppe führt, die Stallungen enthielt. An den ehemaligen Wohnstallhäusern Hauptstraße 30 und Ritterstraße 12 sieht man gute Fachwerke des 18. Jahrhunderts. Das neben dem Pfarrhaus liegende zweistöckige Fachwerk-Giebelhaus Hauptstraße 20 ist besonderer Hervorhebung wert. Konkurrierte es doch einst mit dem daneben stehenden Pfarrhaus durch einen abgestrebten Fachwerkerker, dessen Spuren mehrfach an den Hölzern sichtbar sind. Im Erdgeschoß derselben Seite besteht eine teilweise zugesetzte Tür, in deren Sturz man liest:

*Dißes Hauß steht in Gottes Hand
Gott bewahre es vor Mord Raub und Brand
Alle die gehen aus und ein
die sollen Gott befohlen seyn.*

Der Zimmermann nennt sich in der Schwelle des 1. Stocks. Zwischen zwei geschnitzten und aufgelegten Drachen steht: «Johann Jacob Ihle Zimmermann». Vermutlich war er der Eigentümer des Hauses, worauf auch dessen atypische Form schließen läßt.

Literatur- und Quellenangaben

1) Betr. Quellen- und Literaturangaben sowie weitere bau- und kunstgeschichtliche Einzelheiten wird auf den Beitrag des Verfassers im «Heimatbuch Ditzingen», 1966, verwiesen.

Hinzuzufügen ist, daß der erwähnte Brief von Pfarrer M. J. C. Rösler vom 26. 6. 1679 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 284 GV Leonberg, B 140, liegt.

2) Literatur: Beschreibung des Oberamts Leonberg, 2. Bearbeitung, Stuttgart 1930, S. 775 ff. – Helmut Immendorfer, 200 Jahre Peter-und-Paul-Kirche in Heimerdingen 1777–1977, Heimerdingen 1977.

Quellen: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 284 GV Leonberg, B 148 (Pfarrhausbau 1743/44), ferner A 288, B 3424 (Kelchkauf 1742), B 3438 (Kirchbau 1777).

3) Betr. Quellen- und Literaturangaben sowie weitere bau- und kunstgeschichtliche Einzelheiten wird auf den Beitrag des Verfassers in «Zwölfhundert Jahre Hirschlanden», Hirschlanden 1969, verwiesen.

Seitdem ist erschienen: Katholische Kirchengemeinde Hirschlanden, Schöckingen, Heimerdingen. Schrift zur

Errichtung der Pfarrei «Zur Heiligsten Dreifaltigkeit» in Hirschlanden zum 1. Januar 1976. Mit Grundriß und Innenansicht der Kirche.

4) Literatur: Beschreibung des Oberamts Leonberg, 2. Bearbeitung, Stuttgart 1930, S. 1003 ff. – Die Kirche in Schöckingen, vervielfältigtes Faltblatt, o. J.

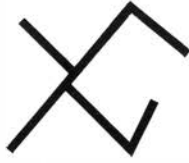
Quellen: Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 288, B 3448 (Kirchenumbauprojekt 1759). – Gemeindearchiv Schöckingen: Stiftungspflegerechnungen 1825/26 und 1826/27 mit Beilagen (darunter die erwähnte Bauzeichnung). – Ev. Pfarr-Registratur Schöckingen: Tauf-, Ehe- und Totenbuch 1599–1736, S. 482 (1679). – Tauf-, Ehe- und Totenbuch 1735/36–1807 (vorgeheftet oder eingelegt Schriftstücke über die Geschichte des Altars und Bauwesens bis 1961). – Büschel «Kirchenerweiterungsbau 1759», mit anderen Bauakten. – Pfarrbeschreibung, 1905. – Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Schöckingen, Dekanats Leonberg, mit Einschluß der kirchlichen Baugeschichte (Pfarrbeschreibung II), 1905. Eingelegt 1 Blatt mit 3 kolorierten Feder-Rissen über das Erweiterungsprojekt 1759.

Die Steinmetzzeichen

Die Nummern sind im Text in Klammern angegeben



1



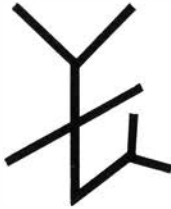
2



3



4



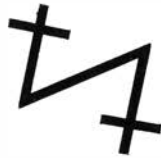
5



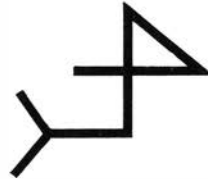
6



7



8



9 (3)



10



11



12